

AUSGABE — 01  
DEZEMBER 2025

# 1807

*SANKTLUZI*

Priesterseminar St. Luzi

Theologische Hochschule Chur

# NACHHAUSEKOMMEN

## *Eine Begegnung mit Imelda Abbt*

### **Imelda Abbt**

#### **1966–1971 Studentin an der TH Chur**

Imelda Abbt war die erste Frau, die an der TH Chur Theologie studierte. Im Herbst 2025 war sie zu einem persönlichen Gespräch in Chur.

**INTERVIEW: RENÉ SCHABERGER**

**ILLUSTRATION: IRIS BACHMANN**



Imelda Abbt steht an diesem regnerischen Herbsttag in einem warmen Schafsfellmantel am Eingang der Theologischen Hochschule und des Priesterseminars St. Luzi in Chur. Es ist unser erstes Aufeinandertreffen.

«Ich hätte dir einen goldenen Herbsttag gewünscht für deinen Besuch in Chur», sage ich. «Ach», antwortet sie und winkt ab, «dieser Ort hier ist immer wieder ein Nachhausekommen.» Und was spielt es schon für eine Rolle, bei welchem Wetter man nach Hause kommen darf, ergänze ich in Gedanken.

Einige Wochen vor unserem Treffen hatte ich Imelda per E-Mail gefragt, ob ich sie für die erste Ausgabe der neuen Hochschul-Seminar-Zeitschrift 1807 sanktluzi porträtieren dürfte. Ich bot an, sie dafür in Luzern zu besuchen. Daraufhin rief sie mich an, bot mir ohne Umschweife das Du an und erklärte mir, dass sie lieber in Chur vorbeikommen würde.

Imelda, die am 1. August ihren 88. Geburtstag gefeiert hat, steuert nun im Innern der Hochschule zügig die Treppen an. Meinen Arm, den ich ihr anbiete, lehnt sie freundlich, aber entschieden ab.

Ich bin noch nicht einmal halb so alt wie Imelda, habe fünfzig Jahre nach ihr an der Theologischen Hochschule studiert und arbeite heute als Rektoratsassistent. Was hat sich in diesen Jahren alles verändert – in der Gesellschaft, in der öffentlichen Wahrnehmung der Theologie, in der Kirche?

## *«Ich wollte wissen und verstehen. Ich versank in den Büchern, bis in die Nacht hinein.»*

Imelda wurde durch eine Zeit unwahrscheinlicher Umbrüche geprägt – und sie hat mit ihrem engagierten Leben diese Zeit mitgeprägt. Fragt man die dienstälteren Professorinnen und Professoren der Hochschule nach Imelda, bekommt man stets mit stolzem Unterton den Satz zu hören: «Imelda Abbt war die erste Frau, die hier Theologie studierte.»

Wie war das, als erste Frau in den späten 1960er-Jahren an einer Priesterbildungsstätte zu studieren? Welche Erinnerungen hat sie an diese Zeit, und würde sie heute noch einmal Theologie studieren?

Wir setzen uns im Foyer in die weichen Sessel. Bis zum Mittagessen haben wir noch eine halbe Stunde Zeit. Ich hatte vorgesehen, zunächst einen gemütlichen Small Talk zu führen und das eigentliche Interview erst nach dem Mittagessen zu beginnen. Doch Imelda wartet nicht ab.

«Ich habe wirklich viel zu erzählen», sagt sie. «So vieles war im Wandel damals, so vieles habe ich erlebt.»

Und schon beginnt sie, frei zu erzählen. Mit zwanzig war sie bei den Dominikanerinnen in Weesen eingetreten. Das Zweite Vatikanische Konzil hatte gerade begonnen, und mit ihm kam die Forderung nach besserer Bildung für Ordensfrauen. «Ich gehörte zu den Jüngsten in der Gemeinschaft und durfte in Zürich einen Glaubenskurs besuchen. Vor jeder Reise musste ich vor der Oberin niederknien, um den Segen zu empfangen. Eines Tages sagte ich: Liebe Frau Oberin, ich mag Sie sehr, aber ich gebe Ihnen lieber die Hand. Sie sind schliesslich auch ein Mensch – und nicht Gott.»

Es war eine einfache, aber bestimmte Geste, die einer kleinen Revolution gleichkam. Am nächsten Tag wagte eine Mitschwester zu fordern, allein mit einem Arzt sprechen zu dürfen, während sich eine andere Schwester über ihr kaltes Zimmer beschwerte. Schon in diesen ersten Gesprächsminuten erahne ich, was Imeldas Leben prägte: der Mut, frei zu denken und zu handeln, und zugleich die Erfahrung, dabei auf Widerstand zu stossen.

Ihre Zeit an der Hochschule Chur, zwischen 1966 und 1971, war geprägt von dieser Spannung zwischen mutigem Aufbruch und Beharrung. «Wenn ich mit jemandem lernen oder mich unterhalten wollte, durften wir uns nicht im selben Raum aufhalten», erzählt sie. «Wir mussten einen Tisch in die Türschwelle stellen und darüber hinweg kommunizieren.»

Doch nicht solche Erlebnisse prägen ihre Erinnerungen an die Zeit in Chur, sondern die glückliche Erfahrung, studieren zu können. «Ich wollte wissen und verstehen. Ich versank in den Büchern, bis in die Nacht hinein. Manchmal kam ein Professor um elf Uhr und sagte: Jetzt müssen Sie aber gehen, Schwester.»

Die Zeit vergeht wie im Flug und wir kommen fast zu spät zum Mittagessen. Jeder Raum an Hochschule und Seminar ist für Imelda gespickt mit Erinnerungen. So war das Refektorium ein für sie unzugänglicher Ort: «Ich durfte nicht mit den Priesteramtskandidaten essen. Ich war in einem Trakt mit den Ingenbohl-Schwestern untergebracht, die den Haushalt führten. Dort hatte ich ein kleines Zimmer und dort nahm ich auch die Mahlzeiten ein.

**[...] «Schwester!  
Wie sehen Sie denn  
aus?» «Ich wurde  
rot und schämte  
mich» [...]**

Einmal war ich mit ein paar Mitstudenten am Abend in der Stadt Pizza essen. Wenige Tage später lag ein anonymes Brief beim Regens: Man habe eine Ordensschwester in Habit mit Männern in der Stadt gesehen. Er habe den Brief weggeworfen, aber mir geraten, etwas vorsichtiger zu sein.»

Nach dem Mittagessen erzählt mir Imelda, wie sie die Studentenunruhen von 1968 an der Hochschule erlebt hat. Ich ertappe mich dabei, wie ich mich bei diesem Thema neugierig vorlehne, wie ein Enkel, der seiner Grossmutter zuhört, wenn sie von «damals» erzählt.

«Die neuen Ideen kamen von Studierenden, die in Deutschland gewesen waren», erzählt Imelda. «Einmal legten sie sich während der Messe mit der Zeitung auf den Boden – als Zeichen, dass man nicht an der Welt vorbeipredigen darf.» Eine aufmüpfige Zeit sei das gewesen. «Wir lasen kritische Exegese, diskutierten Ratzinger. Alles war so erfrischend und spannend. Es schien so vieles möglich.»

Die späten 1960er Jahre brachten für Imelda aber auch eine persönliche Wende. Nach einer enttäuschenden Ordensversammlung in Rom beschloss sie, den Orden zu verlassen.

«Durftest du dann weiter im Priesterseminar wohnen?», frage ich. «Nein, nein», sagt sie schlicht. «Das ging natürlich nicht.»

Ohne Geld, nur mit dem Habit bekleidet, verliess sie das Kloster. Einige Mitstudenten begleiteten sie in den ersten Tagen in ein Churer Kleidergeschäft. «Sie haben mich zu einer Hose überredet und, so heisst es, zu einem roten Mantel. An diesen erinnere ich mich nicht mehr. Aber ich weiss noch, dass ich Angst hatte! Während wir nach dem Einkauf durch Chur liefen, dachte ich, dass mich vielleicht ein Polizist anhalten und zurechtweisen würde, denn Frauen trugen damals keine Hosen.»

Am nächsten Tag in der Vorlesung rief ein Professor aus: «Schwester! Wie sehen Sie denn aus?» «Ich wurde rot und schämte mich», sagt sie lachend. Noch heute sei sie einem Mitstudenten dankbar, der dem Professor keck erwidert habe: «Die Kleider hatte sie schon vor dem Kloster!» Damit war die Sache erledigt.

Nach ihrem Auszug aus dem Priesterseminar wohnte sie dann in der Stadt, in einem schmucklosen Zimmer mit einer Matratze auf dem Boden. Ein Professor kam sie besuchen, schüttelte den Kopf: «So können Sie doch nicht leben!» – «Aber natürlich konnte ich», sagt sie mir, «ich musste ja.»

An den Sonntagen arbeitete sie im Spital in Chur. «Ich goss die Blumen», erzählt sie, «und bekam erstaunlich viel Trinkgeld.» Beeindruckt hätten sie die Ärzte, mit denen sie viel diskutiert habe. «Sie stellten viele Fragen und brachten mich zum Nachdenken.»

Was sie danach alles tat – als Heimleiterin, ihre Doktoratszeit, als Leiterin der Propstei Wislikofen – verschwimmt in ihrer Erzählung. Auf die Details kommt es ihr nicht mehr so sehr an. «Wichtig ist doch nur, dass sich mir im Leben immer ein Weg gezeigt hat», sagt sie. «Dass sich alles immer wieder gut gefügt hat.»

Zum Schluss frage ich sie, was sie jungen Menschen heute sagen würde, warum man Theologie studieren soll. «Ich würde sie mit allen Mitteln zu locken versuchen», sagt sie lachend. «In der Theologie geht es doch um dich selbst. Wer bin ich? Was trägt mich?»

Wo finde ich das Glück, wenn nicht im Nachdenken über das Höchste?»

Nicht zum ersten Mal während unseres Gesprächs, das sich bereits weit in den Nachmittag hineingezogen hat, erwähnt sie die Philosophin Simone Weil. «Man muss sich mit dem Ewigen beschäftigen, um aktuell zu sein», sagt sie und zitiert damit ihre wichtige geistige Weggefährtin. In diesem Satz liegt etwas von Imeldas eigener Haltung: der Mut, hinter allen Grenzen nach dem Grenzenlosen zu fragen – mitten in der Welt, mit offenen Augen, Ohren und Händen.

Ich habe das Gefühl, sie könnte noch Stunden erzählen: etwa von der Bretagne, wo sie tiefe spirituelle Erfahrungen gemacht hat. Sie möchte weitergeben, was sie erfahren durfte: das Schwierige ebenso wie die Erfahrung, getragen und begleitet zu sein von etwas, das grösser ist als wir es begreifen können.

Wir trinken noch einen Kaffee. Dann zieht sie sich wieder ihren Schafmantel über, schwingt die Tasche über die Schulter und macht sich auf den Weg Richtung Bahnhof.

Das Wetter ist noch immer garstig. Ich schaue ihr nach, wie sie die Alte Schanfiggerstrasse hinabspaziert, und schaue einer Frau nach, die noch nicht aufgehört hat heimzukommen.